Zwei romantische Stücke

Autor(en): **Walser, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572441

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

zart, ein Klang aus einer Messe, einer Sonate — wir wissen nicht mehr, wo und wann wir sie gehört — und leuchtet hell und rüttelt uns auf und legt uns Liebeshände auf schmerzliche Wunden ... Ach, was wäre unser Leben ohne Musik!

März

Hüt mag ich die staubige Büecher nüd gseh,
Es lachet de Früelig, und de freut mi meh!
Er lachet dur's Feister: „Gäll, früe bin ich da,
Chumm use und freu di und lueg, was ich ha!
Viel Fröhlis und Sunnigs und heitere Schy,
Chumm use und freu di, das alles ghört di!
De Glanz und die Helli träg hei i dis Hus,
Da flüged gwüß d'Sorge und 's Winterleid drus!"

Emma Vogel, Zürich.

Kinderfrühling

Ihr Buben und Mädchen, heraus aus dem Haus
Mit Reifen, Stelzen und Ballen!
Schon pfeifet die Amsel den Lockruf hinaus,
Euch Kindern gilt er vor allen!
In sammtweichen Knospen die Weide blüht,
In goldhellen Lichtern die Sonne sprüht,
Ein herber Märzwind vom Schwarzwald weht,
Der Storch kehrt heim, und die Möve geht —
Und der Lenz, der Lenz, der will kommen!

Drum hinaus, auf Gassen und Plätze und Rain,
Du kleines Völklein, nun wandre,
Der eine auf hohem Stelzenbein,
Mit schwingendem Reifen der andre!
Hinaus aus allen Häusern es quillt,
Die Trommel tönt, und die Pfeife schrillt,
Die fröhliche Klapper ist auch schon zur Hand,
Dort rollen die Marmeln geschäftig im Sand,
Und der Kreisel fährt zwischen die Füße.

Ein Schweizerfähnlein weht lustig im Wind
Bei schwertgegürteten Knaben,
Die Mägdlein führen ihr Puppenkind,
Ums auch an der Sonne zu laben.
Dort steigen zwei Mut'ge nieder zum Rhein
Und schiefern über die Fluten den Stein,
Der zwischen smaragdenen Tropfen springt,
Bis daß er endlich zur Tiefe sinkt,
Von rauschenden Wellen begraben.

Am Uferrand stehet ein Dirnlein klein
Von den Gefährten verlassen;
Das wirft seinen Ball in den Himmel hinein
Und weiß sich vor Glück kaum zu fassen.
Die blonden Härlein flattern im Wind,
Der zauset und schüttelt das lustige Kind —
O du fröhliches, jubelndes Kinderherz,
So verheißungsvoll wie ein Tag im März,
Gott segne das Werden und Blühen!

Luise Schaefer-Schmidt, Basel.

Zwei romantische Stücke.

Von Robert Walser, Biel.

Die Indianerin.

Feenhaft schön war es am See, an dessen Ufer zahlreiche Menschen hin- und herspazierten, um die Schönheit und den Zauber der Sommernacht zu genießen. Ich kam aus meiner winkligen, düstern Altstadt heraus, in der Tat ganz hübsch angezogen. Ich besaß an Geld und an Hoffnungen soviel wie nichts, aber dafür lebte der feste Entschluß in mir, in dieser Nacht, an diesem zaubervollen Abend etwas Schönes zu erleben. Ein Abenteuer war es für mich schon, nur durch die Bahnhofstraße zu gehen, wo die Bäume geisterhafte Blätterschatten aufs Trottoir und an die Mauern warfen. Die nachgebildeten Blätter bewegten sich wie die wirklichen. Alle Träume waren wach geworden, und es schien mir, als bewegten sich Geister und Gedanken weich und

milde durch die abendliche Straße. Aus einem Palast tönte Musik, und ich trat näher; es war ein Hotel, in dessen Garten konzertiert wurde. Da saß auf der Terrasse, dicht an der Balustrade, eine Frau, die mir eine Indianerin zu sein schien. Ihr Gesicht war finster. Die großen dunkeln Augen waren voll eines verhaltenen Zornes. Herrlich waren ihr Haar und ihre nachdenkliche Geste. Ich blieb dicht vor ihr stehen, worauf ich mich ins ringsumliegende Dunkel zurückzog. Alsdann trat ich wieder vor sie hin. Mein Spiel amüsierte mich. Die Frau begann aufmerksam auf mich zu werden. Mein nächtliches Benehmen mußte sie gewiß einigermaßen stutzig machen. Ich merkte das, und da trat ich ohne viel Besinnen zu ihr in den Garten und redete sie an, indem ich fest überzeugt davon war, daß es ihr nur angenehm sein könne, in ein Gespräch zu kommen, und ich irrte mich nicht. Bezaubernd war's, wie sie über die Worte, die ich zu ihr sprach, lächelte, wie alle ihre Finsterheit sich in eine Aufgeräumtheit verwandelte. „Sie scheinen sehr reich und vornehm zu sein; doch vielleicht verschmähen Sie es trotzdem nicht, in meiner Begleitung zu spazieren. Die Nacht ist so schön, und Sie sitzen da so einsam!" — „Seien Sie still. Gehen Sie sogleich aus dem Garten. Man lauert mir hier auf. Ich werde kommen," sagte sie, und ich ging, und bald darauf kam sie mir nach. Sie war groß, und eine entzückende phantastische Schleppe ging hinter ihr drein, und da kam sie auf mich zu und gab mir die Hand. „Sie sind frech, doch komme ich gern mit Ihnen ein wenig spazieren. Ich danke Ihnen, daß Sie mich dazu ermutigt haben." Beide gingen wir nun unter die Menschen, tauchten bald im Schwarz der Nacht unter und kamen an hellen Stellen wieder hervor. „Sind Sie eine Amerikanerin?" fragte ich. Sie sagte ja ... Wir gingen in ein Boot, und da gefiel es ihr zu sagen: „Das sieht ja aus wie eine Entführung." Immer schaute sie mich aufmerksam an, ich aber sie ebenfalls. Sie saß im Boot wie eine Königin, und ich selbst erschien mir wie ein Ruderknecht, und die Königin war auf der Flucht, um sich dem drohenden Untergang zu entziehen. Wie ich noch so für mich phantasierte, schoß ein anderes Boot pfeilschnell auf uns zu. Es saß eine einzelne Gestalt darin. Meine Indianerin und die Gestalt in dem fremden Boot wechselten einen Gruß, sie kannten einander. Später kehrten wir um. „Werden Sie morgen abend um dieselbe Zeit wieder hier sein? Ich werde mich freuen, wenn ich Sie sehe," sprach sie. Aber am andern Tag regnete es, und ich blieb zu Hause. „Regen und prächtige Schleppen passen nicht zueinander," dachte ich, und im übrigen waren andere Dinge für mich wichtiger geworden. Ich machte mich über die schöne Fremdartige und über mich selber lustig, indem ich mir fest vornahm, in Zukunft nur noch nüchtern und praktisch zu sein.

Der Wanderbursche.

Einmal kam ein junger Wanderbursche vor ein anmutiges Jägerschlößchen, das ganz im hellen, süßen Frühlingsgrün lag. Er blieb stehen, und da der Himmel so schön blau war, das Schlößchen so reizend, so wandelte ihn die Lust an, zu singen, und er sang ein keckes, frisches, hübsches Wanderlied. Das Schlößchen war aber bewohnt von einer einzelnen, edeln, vornehmen und reichen Dame, die das Lied hörte. Sie trat neugierig auf den kleinen Balkon heraus, und da sie sah, daß der Sänger so jung war, so hübsch mit dem Hut in der Hand dastand, den jugendlichen Kopf voll heller Locken, und so fröhlich zu ihr hinaufschaute, sprach sie ihn freundlich an und bat ihn, zu ihr heraufzukommen, sie wolle ihm etwas zu essen geben. Das ließ sich natürlich der gute Bursche nicht zweimal sagen; denn so ein Kerl kann weit in der Welt herumlaufen, bis ihm jemand, und dazu noch eine so schöne, feine Frau, ein so artiges Angebot macht. Mit ein paar Sprüngen war er oben, wo er auf das lieblichste willkommen geheißen und in ein schönes Gemach voller dunkelroter Plüschmöbel geführt wurde. Als er gegessen und getrunken hatte, wobei die Dame ihm auf eine rührende und einnehmende Art zuschaute, fragte sie ihn, was er sei, welches Handwerk er treibe, worauf er keck erwiderte: „Ich bin noch nichts. Mein Handwerk besteht in einem Herumwandern in weiter Welt, und was aus mir werden soll, das weiß der Himmel

besser als ich selber." Der Frau gefielen der Bursche und seine muntere, unbefangene Antwort. „Wollen Sie eine Zeit lang bei mir bleiben?" fragte sie. Er sagte frischweg ja, und so blieb er bei ihr. Er bekam ein Kämmerchen zum Schlafen, und die Dame war besorgt um ihn, wie wenn sie seine Mutter gewesen sei. Sie kochte ihm alle Tage das schönste und beste Essen, wie Huhn mit Reis, Speck mit Ei und Bohnen mit Hammelkotteletten, und der Bursche, der bis dahin so schmal hatte leben und durchschlüpfen müssen, ließ es sich wohl schmecken. Des Abends, wenn das Wetter mild war, traten sie beide auf den Balkon hinaus, um die Schönheit und Annehmlichkeit der Nacht zu genießen. Mond und Sterne schauten dann auf die beiden stillen Leute herunter und sie zu ihnen hinauf. Oder sie lustwandelten im dunkeln Garten unter allerlei schönen, freundlichen Gesprächen, wobei beide sich harmlos über ihr bisheriges Leben äußerten und ausfragten. Rasch vergingen die Tage. Die Welt kam ihnen beiden wie ein artiger unschuldiger Traum vor. Aber die Dame, die gern den Burschen, den sie so lieb gewann, für immer bei sich behalten hätte, merkte hie und da wohl, wie er sich heimlich nach der Welt hinaussehne, wie ihn eine verschwiegene Sehnsucht nach der frühern Wildheit und Ungebundenheit verzehre. Sie wagte nicht zu fragen. Sie gab ihm die unterhaltsamsten Bücher zu lesen und schenkte ihm die schönsten Kleider, aber der Bursche verschmähte die Kleider, und in den Büchern mochte er nicht lesen. Wortkarg und wortkarger wurde er. Es fehlte ihm etwas, und er hatte nicht Lust und nicht Geschmack mehr an dem Leben, das er bei der gütigen Dame führte. Eines Abends, da sie im Zimmer bei der Lampe saßen, sprach die Frau zu ihm: „Ich habe Sie lieb wie einen Sohn. Wollen Sie mein Sohn sein?" „Nein," gab der Bursche zur Antwort, „und morgen in der Frühe muß endlich wieder weitergewandert sein. So weinen Sie doch nicht. Lassen Sie mich reden. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie viel, viel zu gütig sind zu mir, daß alle Ihre Liebe, Freundlichkeit und Güte doch nur verschwendet sind. Ich habe Sie lieb, doch ich muß weg, muß in die Welt hinaus, muß mit der Welt kämpfen. Ein junger Mann darf es nicht so gut haben. Mein Gefühl klagt mich an, es fordert mich auf, es wieder mit der ganzen Rauheit der Welt mutig aufzunehmen, und ich muß ihm gehorchen. Leben Sie wohl. Morgen früh darf ich nicht mehr hier bei Ihnen sein. Was wäre ich für ein Verräter, wenn ich die begonnene Wanderung unterbrechen und für immer abstellen, wenn ich mich so hätscheln und pflegen lassen wollte. Haben Sie Dank und verzeihen Sie mir. Ein junger Mann bin ich, und ich will auch an Seele und Leib erfahren, was das bedeutet." So redete er, und nichts nützten alle Vorstellungen, die die Frau ihm machte. Er zog fröhlich, wie er angekommen war, am andern Morgen fort, und in kurzer Zeit war er verschwunden.

Der traute Gast

An meinem Schreibtisch sitz' ich manche Nacht,
Von alter Briefe welkem Duft umgeben;
Aus ihnen spricht ein buntbewegtes Leben,
Und totes Sehnen fühl' ich neu erwacht.

Da öffnet eine Tür sich mit Bedacht,
Und knisternd hör' ich das Parkett erbeben.
Wie Seide rauscht es leis im Näherschweben,
Und eine zarte Hand berührt mich sacht.

Ich sah nicht auf, ich las wie traumbefangen
In Liebesblättern, voll von Seligkeit —
Da streiften lind zwei Lippen meine Wangen,

In ihrem Hauch vergaß ich Raum und Zeit,
Bis trüb vom Turm die ersten Glocken klangen.
Der traute Gast — war die Vergangenheit.

Paul Reininghaus, Zürich.